

Der Ring : Skizze

Autor(en): **Linberg, Irmela**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 2

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662173>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

nicht als Stachel in deine Seele hineinbohren, sondern daran denken, daß du dir ebenso wehe getan hast wie mir, ja weher, denn du bist schuldig geworden, und darum will ich dir Trost und Balsam sein, so spricht und handelt die wahre, aufrichtige Liebe! Und wenn zwei Menschen zum Ehebund die Hände vor dem Altare ineinander-

legen und einen guten Lebensweg haben wollen, so sei ihnen gesagt: Wunderbar ist die Leidenschaft, die euch zueinander reißt, aber „die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben,“ gilt hier nirgends so wie an dieser Stelle. Darum: „Prüfe, wer sich ewig bindet, ob sich das Herz zum Herzen findet, der Bahn ist kurz, die Reu' ist lang!“

Adolf Däster.

Müdes Grün.

Ich weiß ein sommermüdes Grün,
Das sich dem Tod entgegenneigt;
Es lächelt Reiz noch im Verblühen,
Der sich nur dem Erfahrenen zeigt.

So mancher, dem der Jahre Zahl
In dem verwelkten Antlitz steht,
Verspürt nicht Leid und fühlt nicht Qual,
Obgleich's dem Herbst entgegengeht.

Er lächelt, wie das müde Blatt,
Vom harten Lebenskampf gereift,
Und schaudert nicht mehr, wenn ihm matt
Ein fallend Laub die Schulter streift.

Jakob Heß.

Der Ring.

Skizze von Armela Linberg.

Ich denk nicht mehr geringe
Vom Wert der toten Dinge,
Sie haben Ewigkeit.
Ich will mein Herz in Sehnen
An ihre Kühle lehnen
Und will genesen der Lebendigkeit!

B. von Münchhausen.

Bis zum ersten Schein des anbrechenden Morgens hatte sie am Bett des Kindes gewacht, des einzigen, das sie besaß. Der Arzt war um Mitternacht zum letzten Male dagewesen und hatte keinen Trost mehr gegeben. Nur ernst geblickt, lange nach dem kaum fühlbaren, flatternden Puls getastet und gesagt: „Weiter Koffein geben...“

Seitdem trieb sie allstündlich die spitze Nadel in das abgemagerte, schon ganz zerstoehene Beinchen des Kindes — ihres Kindes — schreckhaft jedesmal zusammenfahrend, wenn es kläglich auffammerte und seine Augen in starrem Entsetzen die ihren suchten, da es das ihm böse dünkende Tun der Mutter nicht zu fassen vermochte. Nun weinte es auch beim Justich nicht mehr. Bleich, teilnahmslos, mit halb geschlossenen Lidern, dämmerte es dahin, selten nur ein wenig das Händchen hebend. Es ging zu Ende...

Frau Gertrude erhob sich. Die Zeit stand gleichsam still und schwand doch in rasender Schnelle dahin. Eine Uhr tickte aufdringlich laut...

„Nach dreiundfünfzig Minuten die nächste —“ murmelte die Frau, und Unruhe trieb sie auf Fußspitzen in die entgegengesetzte Ecke des verdunkelten Zimmers. Dort blieb sie unschlüssig stehen, lauschte, ging wieder zurück. Beugte sich über das ihr in jedem Zuge so vertraute Antlitz. Es war starr und weiß. Die Mutter fühlte ihr Herz versteinen. „Schon?“ fragte etwas in ihr.

Erhebend legte Frau Gertrude ihre Hand auf die Stirn des Kindes, die aufgehört hatte zu glühen.

Der Schimmer des Nachtlämpchens fiel auf die schmale Frauenhand und brach sich in dem Stein des Ringes, den sie trug. Der rote Widerschein bannte ihren starrenden Blick, entzündete plötzlich ein Feuer des Erinnerns. In unwillkürlicher Eingebung nahm sie den schmalen Silberreifen ab, streifte ihn auf das Däumchen des Kindes und umspannte mit der Rechten fest die kleine verkrampfte Faust, als wollte sie ihr eigenes Blut und Leben in sie hinüberleiten. — So saß sie mit geschlossenen Augen in gelöster Ermattung...

Vor ihr erstand jene Zeit — Jahre vor ihrer Eheschließung, da sie noch „Schwester Gertrude“ hieß — ihre Mädchenzeit, die für sie längst versunken war, wie ein Traum. Die dauernd widerspruchsvolle Wirrnis von Leistung und Opfer, von Sanftmut und Tatkraft, von Geduld und

Geistesgegenwart, Gefahr und Stille. Die weiten hellen Säle des städtischen Hospitals der Eifelstadt, die langen Flure mit den Einzelzimmern hinter gepolsterten Türen, deren keines die Nummer „13“ tragen durfte; die Bahren, Verbandtische, Instrumentenschränke, Maschinen und Apparate; das Weiß der Pflegerkittel, die lautlosen Schuhe und Wagen auf Gummirädern... Und mitten in diesem fremdartigen, streng geregelten und doch stets wieder von Zufall, Drohung und Unvorhergesehenem durchbrochenen Sein: sie selbst, als die Jüngste der Pflegenden, rank, blond, strahlend und erfüllt von Wissenshunger und Lebenswillen.

Sie geht nach Zimmer 14. Obschon es nicht geklingelt hat. Zimmer 14 klingelt nicht. Denn dort liegt „Karlchen“, der seit einem Jahr schon Dauerinsasse des Krankenhauses ist. Karlchen hat wieder einmal seinen „Anfall“. Schwester Gertrude tritt an das kurze Bett, das sie von der Kinderstation hier hereingetragen haben. Es reicht für Karlchen, obschon er bereits dreißig Jahre zählt. Ein gewaltiger Buckel, der seinen Nacken überragt, hat ihn am Wachstum gehindert. Außerdem ist das blau-rote Gesicht eine einzige große Brandnarbe. Seiner Mutter war einmal im Versehen der Waschkessel ausgeglitten, die kochende Lauge hatte sich über Karlchen ergossen und ihm den ganzen Oberleib verbrüht. Er hatte es überstanden. „Wozu?“ hatte die verhärmte, rastlos arbeitende Frau gleichgültig gefragt, als man ihr mitteilte, das Kind käme mit dem Leben davon. Ihr Mann war Trinker und sie hatte noch sechs unmündige Sprößlinge.

Karlchen wurde Edelsteinschleifer, wie die meisten Burschen des Nahetales. Er saß Tag für Tag in dem feuchten, strohgedeckten Lehmhau, unten am aufgestauten Fluß, und seine schmalen, langen Finger handhabten kunstfertig die Pinzetten mit den blitzenden Splintern, aus denen dann Sechsecke, Achtecke, schimmernde Wölbungen sich formten, während der kaum sichtbare scharfe Schleifstaub unentwegt stieg und fiel und den Arbeitenden Nase, Hals und Lunge durchsetzte. Alle fast waren sie „brustleidend“, diese Jungen aus dem Birkenfeldschen; sie hatten eingesunkene Augen und hohle Wangen mit roten Fieberflecken darauf, Karlchens Herz aber wurde zudem noch von dem viel zu schweren Buckel, den er tragen mußte, schmerzlich zusammengepreßt. Davon waren dann auch die „Anfälle“ gekommen, die die Wohlfahrt veranlaßt hatten, ihn dem Spital zuzuweisen.

Gertrude erfuhr dies alles nach und nach aus dem Mund des Wärters von der Irrenabteilung, der mit Karlchen zusammen die Schulbank gedrückt. Unsägliches Mitleid ergriff ihre weiche, junge Seele. Diesem Schattendasein ein wenig Fürsorglichkeit und Licht zu spenden, drängte es sie unaufhörlich. Zum ersten Male, gerade in dieser Schwester, die zuweilen laut singen mußte vor Lebensüberschwang, die mit festem Zugriff stützte, hob und trug, was schwach und gebrechlich war, erstand für Karlchen ein menschliches Wesen, das mehr als berufsmäßiges Mitgefühl, mehr als übliches Pflichtbewußtsein und Gerechtigkeit für ihn aufbrachte. Eine unbewußte Mütterlichkeit überschattete ihn durch sie, wie in seinem armen Sein sie noch nie geblüht. Und seine „Anfälle“, in denen er beklommen nach Luft rang, die Sinne zu schwinden drohten und kalter Schweiß auf seine narbige Stirne trat, brachten ihm jetzt neben Angst und Pein auch ein ungeahntes neues Glück.

Gertrude kam, wenn es ihm nicht gut ging. Ungerufen erschien sie. Immer von neuem rang diese Schwester, einzig aus ihrer unversieglichen Lust am Kampfe, dem lauernden Tode den armen Krüppel wieder ab. Aus dem Zimmer der Frau Direktor, die mit der Fülle der ihr dargebrachten Ledereien nicht fertig werden konnte, brachte sie Champagner mit und flößte ihm den prickelnd-belebenden Trunk schluckweise ein. Zuweilen trieb Sorge um sein Ergehen sie noch spät aus ihrem Zimmer. Unvermutet, mit dünnem Kittel bekleidet, das Haar verwirrt vom ersten Schlaf, trat sie wie ein Traumbild in die bangen nächtlichen Stunden, in denen er keine Ruhe finden konnte.

„Wie geht es Ihnen, Karlchen?“

„Gut, Schwester Gertrude...“

„Das sagen Sie immer! — Puls?“

Das Herz setzte in unregelmäßigen Abständen aus. Sie beugte sich über sein Kissen, machte künstliche Atmung mit ihm, eine Stunde, zuweilen zwei, bis der Anfall vorüber war.

Wenn Karlchen wieder auf sein durfte, ging er lautlos in Fluren und Sälen herum, füllte die Gläser der Bettlägerigen mit frischem Wasser, drehte Tupfer, putzte Nähne, suchte nach Kräften jedem zu dienen, der seiner bedurfte. Und strahlend schaute er der Schwester nach, wenn sie schnellen Schrittes den Korridor entlang lief, und wünschte sich dann wohl, er möchte kein Ende nehmen...

Eines Tages hatte Karlchen um Urlaub ge-

beten. Er wollte in die Heimat fahren. „Ist das unbedingt notwendig?“ fragte der Oberarzt. „Ich muß meine alte Mutter besuchen...“ Diese Mutter, die sich in keiner Weise um ihren Sohn bekümmerte! — Der Arzt riet ab, aber Karlchen blieb hartnäckig. Es ginge nicht anders. — Er dürfte selbstverständlich keine Berge steigen oder sich in staub- und raucherfüllten Räumen aufhalten, ordnete der Oberarzt an. Dies nicht und jenes nicht! — Natürlich! Karlchen lächelte mit seinem lippenlosen Munde. Er werde sich schon gut vorsehen.

Ohne von ihr, Schwester Gertrude, Abschied genommen zu haben, schlich er sich zum Abendzuge still davon.

Drei Tage später war er wieder zurück. Als der Pförtner ihm öffnete, wankte er und stürzte zu Boden. Sie trugen ihn nach Zimmer 14. Sie gaben ihm Kampher und rieben ihn mit erwärmten Tüchern ab.

„Das übersteht er nicht mehr,“ sagte der Arzt. „Heute Nacht noch...“

Karlchen öffnete die Augen. Sie begegneten ihrem vorwurfsvollen Blick.

„Was machen Sie bloß für Sachen! — Ruhig liegen, ganz mucksmäuschenstill...“

Sie verstellte die Lampe mit dem blauen Schirm.

„Bleiben Sie jetzt hier?“ flüsterte er leuchend.

„Ja, ein Weilchen.“

„Wie lange denn?“

„Bis nach mir geklingelt wird.“ Sie versuchte einen scherzhaften Ton anzuschlagen.

„Schwester,“ stöhnte er.

„Nicht sprechen! — Hier — ein Schlückchen Champus!“

„Ach nein...“

„Warum nicht? Es schmeckt doch gut!“

„Ich möchte Ihnen erst etwas sagen — geben...“

„Geben? — Mir?“

„Ja...“

Er nestelte an dem Halsausschnitt seines Hemdes herum, zog ein Beutelchen an langer Schnur hervor, versuchte es aufzuknüpfen.

„Warten Sie — ich helfe Ihnen...“

„Ja bitte — helfen —“

Sie hatte die Schlinge gelöst.

„So — was weiter?“

„Den blauen Lampenschirm fortnehmen —“ bat er.

„Aber nein doch — das blendet Sie ja.“

„Nur für einen Augenblick — bitte!“

Sie tat ihm den Willen.

Zwischen seinen langen, dünnen Fingern hielt er einen schmalen, silbernen Ring. Blutrot funkelte aus billiger Fassung ein herrlich geschliffener Rubin.

„Für Sie — habe es selbst ge — — —“

Die Worte waren kaum noch zu vernehmen.

Seine Hand reckte sich flehend zu ihr empor.

„Für mich?“ stammelte sie ganz benommen.

„Aber nein — das ist doch nicht möglich...“

So kostbare Geschenke dürfen wir Schwestern gar nicht annehmen und — und — Karlchen, Sie wissen ja selbst, daß es uns im Dienst nicht gestattet ist, Ringe zu tragen...“

Sein Blick schien langsam zu verlöschen. Schlass sank die Hand auf das Deckbett.

Schon reute sie ihr Sträuben.

„Solch eine mühsame, feine Arbeit...“ versuchte sie zu loben, und berührte leise das kleine Schmuckstück.

Da glänzten seine Augen auf.

„Nicht die Arbeit...“ erklärte er unter langen Pausen, „nicht die Arbeit ist es... Aber Rubine sind Glückssteine, bringen Freude, heilen Krankheit...“

„Ja dann — muß ich das schöne Geschenk wohl annehmen, Karlchen,“ meinte sie besiegt und streckte zaghaft ihre Hand aus. Ungeschickt, zitternd vor Erregung, schob Karlchen den Silberreif auf ihren Finger.

In diesem Augenblick klingelte es... Es klingelte. Einmal. Zweimal. Sicher die Frau Direktor, die ewig Ungeduldige!

„Auf Wiedersehen, Karlchen! Nach dem Abendbrot schau' ich nochmal zu Ihnen herein!“

Der Kranke antwortete nicht mehr. Starr, mit lang ausgestreckten Armen lag er in dem kurzen Bettchen von der Kinderstation. Sein durch den Buckel unnatürlich hochgewölbter Brustkasten und die mageren Konturen der Beine zeichneten sich seltsam gespenstisch unter dem weißen Deckenbezüge ab.

Es läutete Sturm...

*

Frau Gertrude riß die Augen auf. Heller Tag stand im Zimmer. In ihrer Hand, gleich einem verflogenen Vöglein, bewegte sich etwas, scheu und warm. Eine zarte, klare Stimme sagte: „Guten Morgen, Mutti!“

Und wieder schellte die Glocke.

Wo war sie? Und schon neun Uhr? Die Besuchszeit des Arztes!

„Alltündlich eine Spritze Koffein — — —“
Sie hatte ja bereits drei Stunden überschlagen!
Wie ließ sich das rechtfertigen? —

Sie öffnete die Tür. Ernst, beinahe feierlich
verneigte sich der Arzt vor ihr. Zögernden Schrit-
tes betrat er das Krankenzimmer.

„Tag Onkel Doktor!“ piepte es ihm fröhlich
entgegen.

Er stutzte, staunte, faßte sich aber schnell und
erklärte: „Eine äußerst schwere Krisis... Aber,
wie ich sehe, ist sie überstanden... Danken Sie
Gott, nicht mir, für das an Ihrem Kinde ge-
schehene — Wunder!“

„Mutti!“ erklang es bereits etwas ungedul-
dig, „Mutti! Ist das jetzt meiner?“

„Was denn, Liebling?“

Gertrude kämpfte mit den heiß aufsteigenden
Tränen einer sie bis in alle Tiefen durchströmen-
den Beseeligung.

Die Hand des Kindes hob sich. Seine Augen
glänzten. Ein Sonnenstrahl, der durch den Gar-
dinenpalt ins Zimmer fiel, ließ den Stein in
Karlschens Ring aufglühen, rot, gleich einem
ewigen Sinnbild sieghafter Daseinsfreude.

Glückliche Menschen.

Von Frank Crane.

Tun, was du lieber tust als alles andere, ist
Glück.

Der glücklichste Mensch in der Welt ist also,
wer Geld verdient, indem er sein Steckenpferd
reitet. Sozusagen.

Ein Mann dieses Schlages lebt in Frankreich.
Er erzeugt die berühmte Delaherche-Keramik. Er
ist alt, hat einen langen, weißen Bart und wohnt
in Armentières, nahe der Stadt Deaubais, die
wegen ihrer Gobelins berühmt ist.

Dieser Meister gräbt sich den Ton, den er
formt, selbst aus der Erde seines Gartens. Seine
Erzeugnisse sind Spiele der Phantasie. Er schafft
sich seine Modelle das ganze Jahr hindurch und
brennt seinen Ofen nur ein einziges Mal.

Dann bleibt er dreißig Stunden bei ihm, ohne
zu schlafen, um der gleichmäßigen Hitze des
Ofens sicher zu sein. Denn dies, so sagt er, ist
das Geheimnis der vorzüglichen Glasur, die sei-
nen Erzeugnissen die besondere Klasse gibt.

Dieser Mann liebt also, zu tun, was er tut
— und seine Keramik ist selten. Sammler suchen
sie und bezahlen hohe Preise für die Marke
Delaherche.

Ein zweiter glücklicher Mann dieser Art lebt
auf einer alten Farm Amerikas. Sein Stecken-
pferd ist die Photographie von Schneeflocken.
Dieser Mann hat gefunden, daß noch keine zwei
Schneeflocken von allen denen, die je zur Erde
fielen, einander in allen Einzelheiten vollkommen
gleich waren. Jede zeigte sich als ein seltenes
Exemplar von ganz individuellem Muster.

Der Winter ist für den Mann eine Quelle un-
unterbrochener Freude, denn er ist von den neuen

Mustern, die er studiert und photographiert, ganz
bezaubert. Und von der Quelle dieses seines Ver-
gnügens lernt der Mann. Denn seine Photogra-
phien gelangen in den Laboratorien und Lehr-
büchern des ganzen Landes zur Verwendung.

In der Nähe von Neu-Orléans lebt das dritte
Mitglied dieser glücklichen Gruppe.

Sein Steckenpferd ist die Schneckenzucht. Seine
Aquarien sind sein ganz besonderes Vergnügen.
Er hat mit seinen Schnecken lieber zu tun als
mit allem anderen auf Erden, das ihm bekannt
ist. Doch da die Schnecken, die er züchtet, als
Unratvertilger in Goldfischgläsern einigen Wert
haben, findet er reichlich Abnehmer für sie und
vermag so von seinem Steckenpferd zu leben.

Henri Fabre, ein anderer Franzose, verbrachte
sein ganzes Leben in einer seltsamen Welt, die
wenige kennen. Es ist die Welt der Insekten.
Von Kindheit auf verfolgte er die Lebensweisen
und Betätigungen der kleinen Leute dieses Rei-
ches. Sein Erstaunen und seine Freude, die Ge-
wohnheiten und Mysterien der Bienen und Spin-
nen und Ameisen zu entdecken, hatten niemals
nachgelassen. Als alter Mann noch war er von
seinen Forschungen so entzückt, wie er es als
Knabe gewesen war.

Und die Bücher, in denen er von den glück-
lichen Stunden Bericht gab, die er bei seinem
Steckenpferd verbracht hatte, wurden die Quel-
len seines Einkommens. Man kaufte sie überall.
— Henri Fabre erwarb sich den Titel eines
„Homer der Insekten“ —: die Menschheit ver-
dankt ihm den Blick in eine ganz neue, nie vor-
her entdeckte Welt!